

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916**

12.11.1916 (No. 46)

# Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 46

Karlsruhe, Sonntag, 12. November

1916

## Waffenspruch.

Wie ihr den Bogen spannt — so spannt auch eure Seele!  
Besorgt, daß nicht der Pfeil zu kurz geschnitten werde ...  
Zielt bei Attacken auf die Pferde!  
Seht, daß ihr eure Feinde lebend fangt — und lebend ihre  
Generäle ...

Tut alles recht im Zweck, so muß es euch gelingen.  
Was nützt es, tagelang im Blute waten?  
Es ziele euer Ruhm: den Feind zu zwingen.  
Ihr seid keine Mörder. Ihr seid Soldaten.

Tsüi-tao.

## Winterkrieg.

Ich träume von dem Regenbogen  
Und den Gärten meiner Heimat Tshin.  
Mimosen blühen gelb. Gazellen hüpfen.  
Wohl ist Krieg. Aber Krieg von Sonne warm.

Wir frieren mit den Pferden am Wege fest.  
Manchem werden eiserne Beine abgeschnitten.  
In den Stiefeln. Augen erfrieren wie Glas.  
Wohl dem, der unterm Schneeweiß schläft, zu Tod gebräunt.

Wir Bettler. Unfre Kleider sind zerfetzt.  
Fels starrt wie Eis, und Eis starrt wie Gestein.  
In Spiralen dreht sich zuckend der Paß.  
Hündisch klettern wir in den Mond hinauf.

Wie Maulbeerborke platzt die Haut.  
Unser eignes Blut rinnt aufs Schwert.  
Hörner klingen in dumpfer Qual.  
Süßer sang ich zur Flöte einft.

Keiner heimkehr bin ich mir bewußt.  
Ein Tiger, aufgeschreckt, schlägt mit dem Schweif,  
Fletscht seine Zähne, weiß wie Reis, und dunkel  
Rollt sein brüllender Ruf ins Tal.

Zeige jemand sein Herz! Dogel fällt vom Baum.  
Trete hervor und zeige sein Herz. Wo ist rot ein Herz?  
Tannen stehen beschneit, und auf den Zweigen  
Hocken wir steif und krähn im Nebel des Bluts.

O Himmel! heiliger! hilf, verbrenne mich!  
Laß Wintergewitter grau erdonnern — und wirf  
Den Blitz in die erstarrt erhobene Stirne,  
Daß ich aufsteige, Feuersäule, in Nacht.

Li-tai-pe.

Aus „Dumpe Trommel und berauschetes Gong“. Nachdichtungen chinesischer Kriegsliteratur von Ma bund. (Insel-Verlag, Leipzig.)

Inhalt: Waffenspruch. Von Tsüi-tao. Winterkrieg. Von Li-tai-pe. — G. W. Leibniz. Von Albert Segauer-Karlsruhe. — Ein Brahmshaus im Neckartal. Von Karl Eberts (Heidelberg). — Ma bunds Nachdichtungen chinesischer Lyrik. Von Emil Kraft, Karlsruhe, a. St. Davos.

## G. W. Leibniz.

Gestorben am 14. November 1716.

Von Albert Segauer-Karlsruhe.

Die Zeitspanne, die das Leben des Philosophen Leibniz umschließt, gehört zu den schwersten und trübsten Epochen, durch die es der deutschen Nation seligen Angedenkens bestimmt war, hindurchzugehen. Geboren ward er zwei Jahre vor Beendigung des furchtbaren Krieges, dessen Schauplatz Deutschland ein Menschenalter lang war; und wenn auch zur Zeit seines Todes am preußischen Königshof schon der kleine Prinz Friedrich spielte, der als König den Namen des Großen mit mehr Recht als je einer führte, so war doch der glänzende Aufschwung, den preußisch-deutsches Wesen unter dessen Führung nehmen sollte, damals noch kaum eine Hoffnung vereinzelter, besonders weitsichtiger Patrioten. Die Folgen des großen Krieges lagen auf dem ganzen äußeren und inneren Leben der Nation mit erdrückender Schwere. Kein Jahrhundert unserer Geschichte ist wie das nach dem westfälischen Frieden gekennzeichnet durch eine unheilbar scheinende Schwächung und Entstellung eigentlich deutschen Wesens, die mit am meisten dazu beitrug, dem im Grunde so oberflächlichen Franzosentum das politische und kulturelle Übergewicht in ganz Europa zu verschaffen.

Aus diesem Zeitalter ragt die Persönlichkeit Leibnizens wie ein gewaltiges Gebirge aus dem Flachland hervor. Es ist, als habe die Natur versucht, alle die innere Kraft und geistige Größe der deutschen Nation, von der ihr äußeres Dasein so geringe Spuren zeigten, in einem einzigen Manne zur Darstellung zu bringen, dessen Vielseitigkeit bei einer geradezu unbegreiflichen Beherrschung aller von ihm berührten Gebiete theoretischer wie praktischer Betätigung wirklich beispiellos ist. Ein Gedächtnis, das dem Greis erlaubte, Stellen aus Büchern wörtlich zu zitieren, die er vor 50 und mehr Jahren gelesen hatte, war die Grundlage seiner ungeheuren Leistungen. Dazu kam eine geistige Beweglichkeit und Produktionskraft, der er im Alter von 20 Jahren bereits die Anerkennung berühmtester Gelehrter und mit kaum 30 Jahren den Glanz europäischer Berühmtheit verdankte. 17jährig begann er, ohne Wörterbuch, Livius zu lesen; 12jährig beherrschte er das Lateinische und teilweise auch schon das Griechische; im 13. Jahre schreibt er gelegentlich — an einem Pfingstmorgen — 300 fehlerlose Hexameter nieder; mit 15 Jahren steckt er tief in den scholastischen Philosophen, um sich mit 16 an Luther, Erasmus und die Kontroversisten zu machen; 1663 — 17jährig — entscheidet er sich für die Juristerei als Lebensberuf; 1664 habilitiert er sich, nachdem er in Jena auch die Mathematik in den Kreis seiner Studien gezogen, in Leipzig als Privatdozent der Philosophie. 1666 treibt ihn der Neid seiner Fakultätskollegen, die ihn nicht zur Doktorpromotion zulassen wollen, nach Altdorf, wo er sich mit einer Schrift, die juristische Fragen von philosophischen Gesichtspunkten aus behandelt, nach einer glänzenden Disputation den gewünschten Titel erringt. In dem nahegelegenen Nürnberg, wo er zwischendurch auch chemische und alchimistische Studien treibt, lernt er 1667 den Mann kennen, dessen Gönnerschaft ihm den Weg bahnte aus der stillen Gelehrten-

stube mitten in die Strömungen und Wirbel der großen europäischen Politik: den gewesenen Kanzler des Kurfürsten von Mainz, Baron Christian von Boineburg.

Um diesem und dessen ehemaligem Herrn, Philipp Schönborn, dem Gleichgewichtshalter von Europa, näher zu sein, siedelte Leibniz 1667 nach Frankfurt über. Und nun entfaltete er als freier Berater seiner beiden Öbner eine unermüdbare Tätigkeit, wovon zahllose Entwürfe, Gutachten, Denkschriften zeugen. Sein Rat galt so viel, daß der Kurfürst, in dessen Hand wichtige Fäden der europäischen Politik zusammenliefen, bis zu seinem Tode — 1673 — nichts unternahm, ohne sich nicht Leibnizens Meinung in mehr oder weniger ausführlicher Form vorlegen zu lassen. Daneben ruhten über die philosophischen und wissenschaftlichen Interessen des vielbeschäftigten Denkers keineswegs. 1668 erschien seine „confessio naturae contra atheistas“, worin er den Versuch machte, das Dasein Gottes zu beweisen. Einige weitere Schriften, die wichtige Lehren der christlichen Kirche verteidigten, folgten 1669. Ein Jahr später stellt er in seiner „theoria motus abstracti“ den Satz auf, alles Leben stamme aus einer einzigen, universalen Bewegung, als deren Träger er den Äther bezeichnete. 1671 bereicherte auch einer der großen Pläne auf, die er sein ganzes Leben lang nicht mehr aus den Augen verlor: der nämlich der Gründung einer weltumfassenden wissenschaftlichen Sozietät und gleichzeitig damit auch der Schöpfung einer großen deutschen Akademie. Auf die bedeutsame Tatsache, daß diese beiden Schriften Deutsch geschrieben waren, werden wir später noch zurückkommen. 1672 sehen wir ihn in Paris, auch hier rastlos tätig in Bibliotheken und Archiven, und in vielseitiger persönlicher Berührung mit allen geistigen Größen des damals an berühmten Namen wahrlich nicht armen Frankreich. Vorzüglich waren es mathematisch-technische Probleme, die ihn hier beschäftigten. Sprühend von Einfällen, wie als Denker, zeigte er sich auch als Erfinder. Trug er sich doch — unter unzähligen anderen Entwürfen — mit dem Plan, einen Wagen zu bauen, mit dem man in vier Stunden von Hannover nach Antwerpen fahren könnte, und sogar — mit der Konstruktion eines Unterseebootes. Die Wirklichkeit holte diese Gedanken, wie wir wissen, erst nach mehr als zwei Jahrhunderten ein. In das Jahr 1673 fällt ein kurzer Abstecker nach London, der seine naturwissenschaftlichen Studien lebhaft förderte und in der Folge ein Ergebnis von allerhöchster Tragweite zeitigte: die Differentialrechnung, die die wissenschaftliche Welt dem Genie Leibnizens verdankt, wie, trotz der Ansehung seines Verdienstes durch Newton und seiner Schüler, einwandfrei feststeht. Erst 1676 verließ er Paris durch die dort gewonnene Beherrschung des Französischen erst recht befähigt, zu sein, was er von nun an werden sollte: ein Schriftsteller von europäischem Ruf.

Einen dieser Stellung entsprechenderen Rahmen bot ihm seine Berufung nach Hannover als „Rat“ des zum Katholizismus übergetretenen Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg. Von größeren philosophischen Arbeiten, denen er hier seine Zeit und Kraft widmete, seien nur genannt die „Nouveaux essais sur l'entendement humain“ (1703), hervorgerufen durch den Locke'schen „Versuch über den menschlichen Verstand“; die Theodicee (1710), von deren Entstehung nicht zuletzt der lebhafteste Anteil der ersten preussischen Königin, Sophie Charlotte, beigetragen hat, und die 1714 für den Prinzen Eugen verfaßte Monadologie, die für das System seiner Philosophie bedeutendste Schrift Leibnizens. Von seinen großen wissenschaftlichen Plänen gebieten wenigstens über die ersten Anfänge hinaus die Geschichte des welfischen Hauses, der Codex juris gentium diplomaticus, und die Gründung der Akademien zu Berlin, Dresden, Wien und St. Petersburg, die freilich eine Wirksamkeit in dem von ihm gewünschten Geist erst lange nach seinem Tode entfalten sollten. Dazu kommt noch eine Anzahl schriftlicher Anregungen zu Reformen und Neunternehmungen, die von ihm ausgingen. Da war kein Gebiet menschlicher Tätigkeit, auf dem er nicht mit höchst beachtenswerten, originellen, bahnbrechenden Vorschlägen hervortrat. Wochte es sich um Anwendung „politischer Arithmetik“ (heute würde man sagen: Statistik) handeln, oder um die Hebung des Bergbaues im Harz oder in Ungarn, um Ackerbau oder Seidenzucht, um Volksschule oder Kalenderreform, um Sprachwissenschaft, Hygiene, Ethnologie, Paläontologie, Medizin, Prinzenziehung oder was immer handeln, überall griff sein unglaublich behender und scharfer Geist die Probleme in ihrem Kern auf und wies Wege zu ihrer Lösung, die vielfach bis auf unsere Tage noch nicht genügend verfolgt werden, so daß man sagen darf, Leibniz sei seiner Zeit in vielem um weit mehr als zwei Jahrhunderte voraus gewesen.

Eine ganz erhebliche Erweiterung erfuhr in Hannover seine politische Wirksamkeit. Was er hier, vor allem in der Frage der für den Herzog erwirkten Kurwürde und der Thronfolge des Welfenhauses in England, durchsetzte, würde allein genügen, ihm einen Platz neben den erfolgreichsten Diplomaten seiner Zeit zu sichern. Vollends auf die Höhe wahrhaft staatsmännischer Bedeutung hoben ihn seine Bemühungen, Koalitionen in Europa gegen das allzu üppig emporschiehende Frankreich zustande zu bringen, dessen Gefährlichkeit er zeitig erkannte. Hatte er doch schon 1672, um den Ehrgeiz und die Kraft dieses Staatswesens von Europa ab, einer anderen weltgeschichtlichen Aufgabe zuzulenken, Ludwig XIV. zur Eroberung Ägyptens geraten. Bekanntlich griff kein Geringerer als Napoleon diesen Gedanken wieder auf, und es ist kein Zweifel, daß er die in französischen Archiven ruhende, von Leibniz herrührende Denkschrift kannte, worin Kairo und Konstantinopel als die Tore zu einer gewaltigen orientalischen Universalmonarchie bezeichnet waren. Ein glänzenderes Zeugnis konnte seinem Vorschlag schwerlich ausgestellt

werden, wenn er auch zu f. B. damit so wenig erreichte wie mit einem anderen groß und kühn erdachten Plan, dem er Jahre hindurch die besten Kräfte seiner überreichen Natur gewidmet hat. Es war dies eine seiner Lieblingsideen: die Versöhnung der christlichen Konfessionen, und nicht nur dieser, sondern überhaupt aller auf Erden bestehenden Glaubensrichtungen. Die Verwirklichung dieses Gedankens ging freilich über die Mieskraft selbst eines Leibniz hinaus. Aber daß er ihn zu fassen wagte, zeigt sein weltumspannendes Genie, und die Art, wie er dafür arbeitete, seinen jeder Schwierigkeit trotzendem Willen im hellsten Licht.

Rechnet man zu alledem noch seine Korrespondenz, die ihn mit allen irgendwie bedeutenden Geistern ganz Europas in dauernder Verbindung hielt (man kennt über tausend Adressaten vorhandener Briefe von ihm!), so erhält man ungefähr eine Vorstellung von seiner unerhörten Arbeitskraft und rastlosen Tätigkeit. Man begreift das Urteil Diderots über ihn: dieser Mann habe allein Deutschland so viel Ruhm gebracht wie Plato, Aristoteles und Archimedes zusammen Griechenland.

Man begreift aber auch etwas anderes. Die fast märchenhafte Vielseitigkeit seines Wesens erschwerte, ja verhinderte die Uebersieferung eines klaren fassbaren Bildes seiner Persönlichkeit. Ueber seinem staunenswerten Reichtum an Gedanken und Schriften vergaß man, nach dem innersten Kern, dem letzten Willen zu fragen, der diesen unerschöpflichen Geist in steter Bewegung erhielt. Wohl wiesen einzelne bedeutende Köpfe immer wieder anerkennend und bewundernd auf diese oder jene seiner Leistungen hin, aber der Menge gab das so wenig etwa wie die da und dort vorgewiesenen Reste fossiler Urtiere eine Vorstellung des lebenden Ganzen, das diese Teile einst gebildet hatten. So sank er allmählig im Gedächtnis der Nachwelt zu einer Art Wundertier herab, das man anstaunte, ohne etwas Rechtes mit ihm anfangen zu können.

Und doch war vielleicht bei keinem großen Denker der Menschheit das letzte Ziel so klar zu erkennen, dem seine Arbeit galt, wie eben bei Leibniz. Es ist eine geradezu glühende Neigung, Widersprüche aufzuheben, trennende Schranken niederzulegen, Gegensätze in einer höheren Einheit zu lösen, die ihn beherrschte. Es ist kein Zufall, daß er die Juristerei zu seinem eigentlichen Beruf wählte; das entsprach vielmehr seinem innersten, tiefsten Triebe: allem gerecht zu werden. Er sah noch das Elend, das der große Krieg über Deutschland gebracht hatte, um sich, und in sein eigenes Leben dröhnte noch oft und rauch genug der Klang der Waffen und fiel der Schatten mancher bitteren Erfahrung; er aber faßte schon in jungen Jahren den Gedanken, „eine Theodiceum zu schreiben, und darinnen Gottes Gültigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit sowohl, als höchste Macht und unveränderliche Influssenz zu vindizieren“, und gegen Ende seines langen Lebens führte er bekanntlich diesen Plan auch aus in einem Werk, das in kurzer Zeit eines der gelehrtesten und berühmtesten Bücher in Europa ward und lange blieb. Oder es beschäftigt ihn die Rätselwelt, die sich auf tut bei den Worten Körper und Seele. Jahrzehntelang kommt sein Geist darüber nicht zur Ruhe. Bis ihm der Begriff der besetzten Substanz aufgeht, die er sich zusammengesetzt denkt aus lauter kleinsten lebenden Kraftzentren, Weltzellen gewissermaßen, von höchst unterschiedlicher, durch Gott bestimmter Vollkommenheit, — den bekannten Monaden. Jede von diesen birgt einen Funken des Göttlichen — ein Stück Seele — in sich und ist umgeben von einem Stück Natur als dem Träger ihres aktiven wie passiven Lebens, dem Leib, der genau entsprechend dem Grad ihrer seelischen Vollkommenheit organisiert ist. So gelangt er auch hier aus einem unvereinbar scheinenden Gegensatz zur Vorstellung, wenn nicht restloser Einheit, so doch einer bis ins Kleinste verfolgten Analogie zwischen Körper und Seele. Und wie in diesen Fällen, kennzeichnet überall der Wille zur Synthese das Wesen seiner Spekulation. Jedoch bleibt er bei der Spekulation nicht stehen. Er ist daneben exakter Wissenschaftler schärfster Prägung. Er gibt in der Schätzung von Beobachtung und Erfahrung und Anwendung keinem modernen Naturforscher etwas nach. Schließlich aber ist weder Philosophie noch Wissenschaft sein eigentliches Ziel; keines von beiden gilt ihm als Selbstzweck. „So oft ich etwas Neues lerne, so überlege ich durch beständiges Nachdenken sogleich bei mir, ob nicht etwas für das Leben daraus geschöpft werden könne“, schreibt er einmal. Und ein andermal sagt er: „Gottes Ehre und das Wohl des Ganzen der Menschheit sind dasselbe, nur unter verschiedenen Gesichtspunkten anzusehen“. Hierin gipfelt sein Streben: alle Kenntnisse und Fähigkeiten gelten ihm nur etwas als Mittel und Wege, auf das Leben zu wirken, und das im Sinne ständiger Verbesserung. Um daran so unerschütterlich festhalten zu können, mußte er von dem tiefen Glauben an das Gute und seinen endlichen Siegen erfüllt sein, der in seinen Werken, der Theodicee vor allem, so beredt zum Ausdruck gelangt. Hier ist der Punkt, wo tiefinnigste Spekulation, exakteste Wissenschaftlichkeit und aufrichtige Gottgläubigkeit, weit entfernt Gegensätze zu sein, zu einer höheren Einheit zusammenfließen und aus dem genialen Denker einen der großartigsten Organisatoren werden lassen, den die Welt kennt.

Organisation, Zusammenfassung getrennter Kräfte zur Bewältigung von Aufgaben, denen der Einzelne niemals gewachsen wäre, das ist ja der Sinn so vieler seiner Projekte. Es sei nur erinnert an seine Vorschläge zu einem umfassenden Betrieb der Sprachwissenschaft, oder an den andern, den Naturwissenschaften Eingang in den Klöstern zu schaffen, um so zahllose, zu emsiger Beobachtung ganz ausnehmend geeignete Kräfte nutzbar zu machen, oder an die Förderung der damals aufkommenden China-Studien durch Inanspruchnahme der zahllosen dortigen Niederlassungen christlicher Missionen, oder an die Anregung statistischer Aufzeichnungen, oder

der Abfassung einer medizinisch-physikalischen Geschichte des Königreichs Preußen, oder endlich an seinen ursprünglichen Plan einer internationalen wissenschaftlichen Gesellschaft, die der Sammlung und Vermittlung aller Forschungsergebnisse der ganzen Welt dienen sollte. Das alles waren Aufgaben, die nur durch zielbewußte Arbeit von Vielen, z. T. nur von Generationen, gelöst zu werden vermochten. Kein Wunder, daß ein Geist, der sich mit solchen Entwürfen trug, einmal (an Peter den Großen) schreiben konnte: er betrachte den Himmel als Vaterland und alle wohlgesinnten Menschen als seine Mitbürger. Er hatte ein Recht dazu, sich über alle die Menschheit trennenden Schranken erhaben zu fühlen. Er bedeutete in seiner Universalität einen Gipfel, dem kaum ein zweiter Sterblicher an ragender Höhe gleichkommt. Wie viele mächtige Ströme, von diesem Gipfel entsprungen, haben die Jahrhunderte nach ihm befruchtet! Wie Vieles von dem, was unsere große klassische Periode, was die Zeit der deutschen idealistischen Philosophie uns als kostbarstes Erbe hinterlassen, entstammt der unübersehbaren Gedankenwelt Leibnizens! „Er allein war eine Akademie“, sagte Friedrich der Große von ihm und stellte so, da er mit diesem Wort weit mehr im Auge hatte als bloß den Umfang seines Wissens, mit vollem Recht sein Wirken außerhalb jeder nationalen Begrenztheit.

Trotzdem hieße es nun aber unserem Philosophen bitter Unrecht tun, wenn man ihn der unbestreitbaren Universalität seines Wirkens wegen auch persönlich außerhalb aller völkischen Schranken stehend bezeichnete. Klopstock hat dieses Unrecht bekanntlich begangen, indem er Leibniz von seiner Gelehrtenrepublik ausschloß, weil er — keine deutschen Bücher geschrieben habe. Freilich, mußte Klopstock nicht, was erst Guhrauer 1838 bewies durch Herausgabe zweier Bände „Deutscher Schriften“ von Leibniz: der große Mann hatte in Wirklichkeit sehr viel, und ein bemerkenswert gutes, sogar von Fremdwörtern außergewöhnlich reines Deutsch geschrieben. Und mehr: er war mit größtem Nachdruck dafür eingetreten, der deutschen Sprache zu ihrem Recht im Leben und in der Literatur der Nation zu verhelfen, und das in einer Zeit, in der Französisch ebenso unbesritten die Sprache der Gebildeten, wie Lateinisch die der Gelehrten war. Ganz besonders für den Juristen forderte er, er solle schon auf der Akademie im praktischen deutschen Vortrage geübt werden, den er überdies möglichst frei von lateinischen oder gar französischen Wendungen gehalten wissen wollte. Und vollends wo es sich um wissenschaftliche Aufgaben handelte, erklärte er gerade heraus, überhaupt keine geeignete Sprache zu kennen als seine Muttersprache. Das alles war zu jener Zeit schon sehr kühn. Noch 20 Jahre später erregte Thomasius, der die ersten juristischen Vorlesungen in deutscher Sprache hielt, damit ungeheures Aufsehen in der deutschen Gelehrtenwelt. Doch erschöpfte sich Leibnizens Deutschtum nicht in bloßer sprachlicher Vorliebe. Er war in noch viel höherem Maße ein ausgesprochener Deutscher in seiner politischen Tätigkeit, die zwar selbst heute nach 200 Jahren noch nicht in ihrem ganzen Umfang zu übersehen ist, soviel aber doch mit vollster Deutlichkeit erkennen läßt, daß ihr letztes Ziel nichts anderes war als Kampf gegen Frankreich. Immer wieder tritt er für Zurückdrängung des gefährlich wachsenden französischen Einflusses in Europa, für Zurückweisung der immer hemmungsloser sich vergrößernden Annäherung des westlichen Nachbarn ein, und unermüdet ist er in scharfsinniger Aufzählung aller Gründe, die für den Zusammenschluß sämtlicher übrigen europäischen Staaten diesem unruhigen Protagonisten gegenüber sprechen. Das dieses Ziel vor allem eine innere und äußere Festigung des Deutschen Reiches selber voraussetzte, leuchtet jedem mit der Geschichte jener Zeit nur halbwegs Vertrauten ohne weiteres ein. „Dem in Agonie liegenden Vaterland zu helfen“, war denn auch Leibnizens heißestes, in seiner Erfolglosigkeit geradezu ergreifendes Bemühen. Der tiefe Schmerz, dem er angesichts der von ihm so klar erkannten Gefahr und seiner Ohnmacht, ihr wirksam entgegenzuarbeiten, oft Ausdruck verleiht, zeigt ihn als einen der aufrichtigsten Patrioten, deren Deutschland sich rühmen darf. Die Liebe zu Deutschland, die Sorge um Deutschland war eine der stärksten Triebfedern seines Denkens und Handelns. Ihr entsprang auch sein großer Plan und Wunsch, die christlichen Konfessionen zu versöhnen. Er wußte zu genau, wie sehr gerade diese Spaltung die Kraft der Nation lähmte und an der freien Entfaltung hinderte, und gewaltig setzte er sich über alle Enttäuschungen, die ihm die Hartnäckigkeit der Gegenseite bereitete, immer wieder hinweg, um das Problem mit immer neuen Mitteln, von immer neuen Gesichtspunkten aus anzupacken. Und den Schmerz über das endgültige Scheitern seiner Bemühungen hat er bis an sein Ende nicht mehr verwinden können.

Dies Ende selbst übrigens war, wie sein ganzes Leben und Streben, echt deutsch. Von dem durch sein politisches Geschick hauptsächlich königlich gewordenen Hause Hannover mit schönstem Aufwand gelohnt und bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt, starb er, 1716, und ward von überreizigen Posschranzen — man kann kaum anders sagen — hinweggeräumt, wobei man ganz besonderen Wert darauf legte, seine hinterlassenen Papiere eiligst in den Archiven zu vergraben. Das Leichengedächtnis des Mannes, den zu seinen Lebzeiten ganz Europa bewundert und geehrt hatte, bestand aus zwei guten Freunden, die ihm und sich selbst diese Ehre nicht wollten nehmen lassen. Sein Grab aber ist so unbekannt wie das so manchen anderen großen guten Deutschen.

Die Reime freilich, die seine geistige Arbeit auf allen Gebieten ausgeübt hatte, trockten der Zeit und ihren Säuren. Viele davon sind bereits aufgegangen; und wenn nicht alles trägt, wird die

Zeit, die jetzt vor uns liegt, noch gar vieles zur Reife bringen, was Leibnizens ahnungsvoller Geist schon vor mehr als zwei Jahrhunderten erfaßt und gefordert hat.

## Ein Brahmshaus im Neckartal.

Von Karl Ebertz (Heidelberg).

Im allgemeinen pflegt man des Meisters Ziegelhäuser Aufenthalt während der Sommermonate, des Jahres 1875 nur episodische Bedeutung beizumessen. Gewiß, das Wälschendorf am Neckar, der jetzige „Luftkurort“ Ziegelhausen, war kein Kehrreim in der Strophenserie von Brahms' Lieblingsplätzen, und nur kurz ist hier und da zu lesen, daß auf seine zweite Wiener Tätigkeit ein Sommer „in der Nähe von Heidelberg“ gefolgt ist.

Ganz selten haben Einzelpublikationen auf diese musikalischen Beziehungen Ziegelhäusers hingewiesen. Der Straßburger Feuilletonredakteur Scheide und der frühere Heidelberger Universitätslehrer Adolf Koch benützten sie indes bereits vor Jahren als Feuilletonstoff, und auf den Ausführungen des letzteren fußt im wesentlichen das, was Kalbeck über den Sommer 1875 mitzuteilen weiß. Auch B. A. Thomas-San-Galli spricht sich in seiner 1912 erschienenen Brahmsbiographie sehr umfassend über Ziegelhausen aus, doch ist auffallend, daß sich unter dem überaus reichen Bildschmuck dieser und einer ganzen Reihe weiterer Werke, die sich mit Johannes Brahms befassen, keine Aufnahme vom Brahmshaus im Neckartal befindet, obgleich der Meister gerade über die Ziegelhäuser-Tage stets nur in freudigster Begeisterung von sich hören ließ. Beigelegt kann bei dieser Gelegenheit werden, daß die „Neue Musikzeitung“ vor einigen Monaten erstmals mit einer Originalaufnahme des Hauses vor die Öffentlichkeit getreten ist.

Wer über die neue Sandsteinbrücke, von dem Heidelberger Stadtteil Schlierbach kommend, in Ziegelhausen seinen Einzug hält, wird immerhin nur mit einiger Mühe das Haus auffinden, das zwischen dem Postamt und der katholischen Kirche im Hintergrunde eines Gartens versteckt liegt. Einmalig bildet es den Mittelpunkt und das Herrenhaus eines großen Ziegelerei-Komplexes, später bewohnte es der Porträtmaler Hanno, bei dem sich Brahms einmietete. In dem großen, künftenstrigen Frontzimmer fand der Flügel neben den sonstigen, zum Teil noch heute vorhandenen Mobiliarstücken seine Aufstellung; ein kleines Vorzimmer, gleichfalls mit Porträtskizzen aus dem Atelier des Hausherrn geschmückt, diente zum Empfang offizieller Besuche, und mit ihrem nach drei Himmelsrichtungen ungehemmten Blick über den (jetzt leider parzellierten und größtenteils auch bebauten) Garten hinweg in das unermessliche Grün der Odenwaldbergkette bildete die Wohnung eine „Komponierhöhle“, wie sie so recht für die Neigung des damals 42jährigen Brahms geschaffen schien. „Ich wohne und lebe allerliebste, letzteres nur gar zu sehr“, heißt es in einem seiner Briefe, und immer wieder geht vom Neckar aus an die Freunde und Bekannten die Einladung hinaus, ja nach Ziegelhausen zu kommen und diesen Fleck Erde kennen zu lernen.

Brahms selbst kannte Heidelberg von früheren Jahren. Nach Robert Schumanns Beerdigung hatte es als Treffpunkt mit Joachim gebient, Vater Brahms mußte vor einer Schweizer Reise in der Nequiemzeit das Heidelberger Schloß besichtigen, und von Baden-Baden und Karlsruhe aus bildete die Musenstadt am Neckar oft die Gelegenheit zu kürzeren Abstechern. Im Jahre 1875 war es Kluse im Feuerbach, der Brahms veranlaßte, an den Neckar zu übersiedeln. Die beiden Freunde hatten sich in München getroffen, und alsbald meldete Feuerbach seiner in Heidelberg lebenden Mutter „Brahms kommt“. Natürlich ließ sich Brahms nicht in der Stadt festhalten. Die ländliche Stille an der wohlgenährten Biegung des Neckars bei Ziegelhausen lockte ihn, und wenngleich hier die Geburtsstätte zweier der letzten Quartette (Op. 60, G-Moll, Op. 67, B-Dur), einer Anzahl Duette (Op. 66) und Lieder („Abendregen“) geistert werden muß, weingleich hier in den Vormittagsstunden, in denen der Meister beim Genuß kleinerer Schläfchen von starkem Kaffee emsig arbeitete, wohl noch weitere Skizzen zur ersten Symphonie entstanden sein mögen, jedenfalls übten die ungebundenen, heiteren, an Anregungen aus der Natur und aus Freundeskreisen so reichen Sommertage in Ziegelhausen ihren erquickendsten Einfluß auch auf den Menschen Brahms aus, der manche unerfrenliche Erinnerungen an Wien und an den Geigenpieler Herbeck überwinden mußte. Was ich in den Häusern Hanno und Wölfer, wo Brahms ein regelmäßiger Gast war, über den Meister und sein Wesen in liebenswürdiger Weise mitgeteilt bekam, sind denn auch vorzugsweise Ergänzungen zu dem in seiner aufrechtesten Ehrlichkeit und in seiner rührend schlichten Größe bekannten Kapitel von Brahms dem Menschen und Freunde.

Hier hört man von dem Interesse, das der Musiker der klavier spielenden Tochter entgegenbringt, nicht ohne auch eindringlich auf die für Frauen nicht minder wichtige Kultivierung des Strickstrumpfes hinzuweisen. Neben manche rührende Anekdote, wie das wiederholt aus dem Anblick von hauswirtschaftlichen Vorgängen heraus (z. B. beim Füttern der Tauben) erwachende Gedanken an die Mutter, im Wölferischen, jetzt Eggenolfschen Hause in treuer Er-

innerung festgehalten werden, treten Episoden von zwingender Heiterkeit. So wollte Brahms ursprünglich in der Pension Böller absteigen. Er besah sich die Zimmer zur großen Freude der Besitzerin, die es sich nicht nehmen ließ, darauf hinzuweisen, eine wie große Ehre es sich die gleichfalls im Hause wohnende Frau Geheimrat K. oder die Frau Sanitätsrat V. daraus machen würde, mit dem Meister verkehren zu dürfen. Ein gedehntes „so“ war die Antwort des Besuchers, der nun schleunigst den Redar zwischen sich und die verschiedenen Nützlichkeiten zu bringen, für nicht minder rätlich hielt.

Bei Böller war es auch, wo begeisterte Heidelberger Studenten die Reste einer von Brahms angesehenen Bowle austranken und sich mit einem Gedicht revanchierten, bei dem sich „Musesöhne“ auf „Meister der Töne“ und sonstige eherne Notwendigkeiten zur großen Erleichterung des Komponisten auf das Glätteste gereimt haben sollen. Weniger Freude hätten nach der Rückkehr die übrigen Teilnehmer der Bowle empfunden, die inzwischen buchstäblich zu Tinte geworden war.

Im Hanno'schen Hause weiß man noch von den zahlreichen in- und ausländischen Fremden zu berichten, die sich Brahms „ansahen“ wollten, und die meist mit einer langsamen und tiefen Verbengung recht schnell abgetan waren, aber auch von dem Meister willkommenen Besuchern, zu denen die Familie Fenerbach, Herr und Frau Dessoj, die Brüder Steinbach, der Verleger H. Simrock, der nach dem alten Fremdenbuch im Hotel Adler abgestiegen war, und der Mannheimer Hofkapellmeister Franck gehörten, der Brahms in Mannheim mit Göhens „Widerspenstiger“ und — mit zwei „allerliebsten“ Sängern des Hoftheaters bekannt machte, in denen man wohl die Patinnen der Ziegelhäuser-Duette zu vermuten hat. Diese „Klänge“ dürften bei gemeinsamen Kahnfahrten auf den „mit sanfter Stimme sprechenden und freundlich blickenden Wellen“ des Neckars die erste öffentliche Aufführung vor einer ahnungslosen Zuhörerschaft erlebt haben.

Der liebste Besuch erschien Mitte Juli bei Brahms in Ziegelhausen. Es war Klara Schumann, die, wie auch Veribels Rihmann berichtet, auf einer Reise von Kiel nach Kloster im Hanno'schen Hause, wo Brahms „ganz im Grünen eingeschlossen, still und sehr ländlich“ wohne, einkehrte. „Mit herzlichem Behagen“, schreibt sie dann von Kloster, „denke ich an unseren schönen gemeinsamen Nachmittag. Deine Musik hat meine Seele wahrhaft erfrischt. Ueber das Quartett habe ich noch viel gedacht...“. Man wird sich hiernach schon vorstellen können, wie willkommen an diesem Tage der in der Nähe Ziegelhausens wohnende Freiherr von B. gewesen sein mag, der just während des gemeinsamen Musizierens Herrn Brahms seine Aufmerksamkeit machte.

Natürlich ist Brahms auch in Ziegelhausen seiner Lieblingsbeschäftigung, in Feld und Wald herumzustreifen, treu geblieben. Das idyllische Bärenbachtal mit seinen geschmeidigen Wiesen und der höher gelegene Tanzplatz waren die Lieblingsziele des Meisters, der manchmal zu seiner Ablenkung auch Dorfjugend mitnahm und sich mit kleinen Geschenken rasch so populär gemacht hatte, daß er sich eines Tages scherzhaft „reif für den Ziegelhäuser Gemeinderat“ bezeichnen konnte. Ein Bild von Brahms jener Tage, das ihn mit rechts geschütteltem lang herabhängendem Haare, der geradezu herb gereiften Mundbildung und hartlos, nur mit den Anzügen eines Schnurrbartes zeigt, hat bei einigen älteren Einwohnern der Gemeinde, denen ich es zeigte, ein freudiges Aufleuchten alter Erinnerungen hervorgerufen. „Ja, das ist der Herr Brahms“, lachen sie, und die Köchin im „Adler“, die, nach langen Irrfahrten, nun bis vor einigen Monaten in diesem Gasthofe, dem Tummelplatz ihrer Mädchenjahre, jetzt unter dem aktuellen Namen die „dicke Berta“ das Kriegsmehl verarbeitete, nißt gerne die Gelegenheit, von den großen Sechssternpannenkuchen zu erzählen, für die sich Herr Brahms dann auf ihr besonderes Bitten oft mit einem Walzer bedankt hätte. Und wenn er spielte, sagt die Berta, „het mer fei Händ' gese“....

In Ziegelhausen selbst ist das Brahmshaus als solches wenig bekannt. Doch ist es mir gelungen, beim Bürgermeister des Ortes, beim Verschönerungsverein, dem Gemeinderat und der Heidelberger Stadtverwaltung Initiative zu erwecken für die Anbringung einer einfachen Gedenktafel. Dieser Plan, dem alsbald näher getreten werden soll, könnte inzwischen durch werktätiges Interesse aus den Reihen der Brahmsfreunde nur gefördert werden.

## Klabunds Nachdichtungen chinesischer Lyrik.

Vor wenigen Tagen ging durch die deutschen Zeitungen die Notiz, daß im Rahmen von literarischen Abenden des Verlages Erich Reich in Berlin Paul Wegener, einer der größten unter den lebenden deutschen Schauspielern, rezitiert hatte, und zwar nur Werke des Dichters Klabund. Der Name Klabund — vor dem Kriege eigentlich noch ganz unbekannt — hat sich mit Schnelligkeit einen außerordentlich guten Klang erworben. Nicht nur eine Anthologie deutscher Soldatenlieder, wie sie jetzt gesungen werden,

bezeugt dieses jungen Dichters außergewöhnliches Geschick und großen Geschmac in der Anordnung eines solchen Wertes; sondern er hat sich auch im Marktendewagen, einer Skizzenweise, und zuletzt in seinem großen Roman eines Soldaten, Moreau, als ungewöhnlicher Sprachkünstler erwiesen. Inhaltlich ist im Marktendewagen nicht alles neu, und im Moreau finden sich gegen das Ende des Romans Stellen, mit denen ich mich stofflich, rein vom ästhetischen Standpunkt aus geurteilt, nicht befreunden kann; aber beide zeigen, daß Klabund die deutsche Sprache so beherrscht, wie man nicht es eben oft findet. Ein unwesentliches Beispiel (es handelt sich um die Stimmung in einem festlichen Prunksaal im Moreau): die Kronleuchter säuteten. Das mag absurd klingen, aber an der betreffenden Stelle ist ein anderer Ausdruck schlechterdings undenkbar, und man versteht sofort, was gemeint ist.

Im April 1915 hat Klabund eine Auswahl chinesischer Kriegslyrik nachdichtend ins Deutsche übertragen: Dampfe Trommel und veraushtes Gong (Inselbücher 188), und soeben ist eine Auswahl Gedichte des großen chinesischen Lyrikers Li-tai-pe ebenda (Nr. 201) von ihm veröffentlicht worden, die vielleicht einiger Worte bescheidener Würdigung nicht unwert sind. — Da es sich in beiden Fällen nicht um reine Uebersetzungen, sondern, wie ausdrücklich bemerkt wird, um Nachdichtungen handelt, so hatte der Dichter zwei Aufgaben zu lösen: Nachzufühlen und Eigenes zu geben in passender Weise. Es genügt auf Grund seiner eigenen Nachworte anzudeuten, wie Klabund verfuhr. Er sagt: „Die Monopodie der chinesischen Sprache erweckt (bei äußerlicher Betrachtung) den Eindruck der Monotonie. Die Unruhe, Beweglichkeit, Buntheit, Absonderlichkeit der chinesischen Bilder, Klänge, Sinne durch deutsche Famben, durch unge-reimte Zeilen, durch wohlfeile Faltung wiederzugeben, erscheint mir als eine (unbewusste) Fälschung des chinesisch-lyrischen Charakters. Die vorliegenden chinesischen Gedichte sind durchaus keine Uebersetzungen.“ So hat Klabund also nachgedichtet, versucht, den Geist wiederzugeben, intuitiv und rekonstruierend. „Manche Säule des kleinen Tempels mußte ersetzt oder umgestellt werden.“

Inhaltlich sind diese Gedichte so umfassend, so frei von allem Episodenhaften, wie wohl der Krieg bis jetzt in deutscher Zunge noch nichts hat bekannt werden lassen. In diesen Kriegsgedichten, mit ihnen will ich anfangen, findet sich so vieles, was tatsächlich zum Vergleich mit modernen Stimmungen und Gefühlen herausfordert (sonst sind ja derartige Vergleiche meist unangebracht), was wir gerne als urdeutsche Gedanken und Empfindungen ansprechen möchten. Zur Erläuterung: der Waffenspruch von Tsui-tao endet: „Es ziele Euer Ruhm: den Feind zu zwingen. Ihr seid keine Mörder! Ihr seid Soldaten!“ Ein wenig sei über den Inhalt der Gedichte gesagt. Krieg und Kriegesleid, hier und da — doch mehr verhalten — Kampfeslust, die Liebe zur Heimat (Tschangan o mein Heimatland von Tzu-su), der Wille, sie zu schirmen und ein zum äußersten entschlossener Opfermut. Wenn wir diese Gedichte einzeln lesen (vor mehr als einem Jahrtausend sind sie geschrieben), so erfassen wir wieder, was deutsche Helden und deutsche Mütter heute leisten. Aus diesen Gedichten spricht eine gewaltige Seelengröße und viel wunderbare Lebensweisheit (ich denke an Abschied, vor Monaten auch im Tagblatt veröffentlicht). Doch auch das Murren unter der Kriegslast spricht zu uns, wie sie schwer wird und schwerer, zur erdrückenden Masse und doch getragen wird, nicht aus Fatalismus, nein, in der klaren Erkenntnis als eines sittlich Notwendigen. Dann endlich nach aller Not ertönt dem Kaiser von dreitausend Mädchen unter Tränen das Lied des Friedensfestes:

„Und als der Friedenskaiser ragt fortan sein Name steil und  
Ewig wie ein heiliger Hügel!“ — — —

Diese Hymne ist von Li-tai-pe, den Klabund gleichstellt mit Goethe und Hölderlin. So sei noch einiges bemerkt über das Wändchen, das ausschließlich Gedichte dieses Chinesen enthält. Am Schluß befinden sich die zwölf Gedichte, die sich auch im Band der Kriegslyrik finden. Die übrigen sind alle neu und anderen, noch mehr lyrischen Inhalts. Da zeigt sich denn, nicht nur ein leis verhaltenes Liebeslied (Die weiße und die rote Nase) weiß er zu singen, auch ein üppiges, übermütiges Trinklied (Die drei Genossen, Der ewige Mausch), und dann klingt's wie ein Volkslied (Schenke im Frühling), zuletzt spricht der abgeklärte Weise zu uns (Die Beständigen, Der Silberreifer, Das ewige Gedicht). Da offenbart sich ein ganz großer Dichter, und es ist eben ein Verdienst Klabunds, das nicht hoch genug einzuschätzen ist, daß er — gerade in dieser ersten Zeit — uns einen solchen Dichter näher zu bringen suchte.

Wir wollen dankbar hoffen, daß uns Klabund — auch aus Ur-eigenstem — noch manches so Schöne und Ergreifende schenkt.

Emil Kafi, Karlsruhe, z. Zt. Davos